



Verbündete, Weggefährten, Seelenverwandte

Freundschaften im Kontext der Weimarer Klassik



**Schloss und
Park Tiefurt**
S. 15, 16

**Wielandgut
Oßmannstedt**
S. 20, 21, 22

**Stadtschloss
Weimar**

Goethe-Schiller-Denkmal
S. 10

Wittumspalais
S. 14

**Herzogin Anna
Amalia Bibliothek
(Studienzentrum)**
S. 9

**Goethe-Nationalmuseum
(Ausstellung und Wohnhaus)**
S. 8

Park an der Ilm

Fürstengruft

Historischer
Friedhof

**Schillermuseum
Rudolstadt**



100m

Verbündete, Weggefährten, Seelenverwandte

Freundschaften im Kontext der Weimarer Klassik

- 2 Einleitung
- 7 **Literarisches Arbeitsbündnis**
Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller
- 8 **Gemeinsam gegen Kritiker**
Manuskript der *Xenien* im Goethe-Nationalmuseum
- 9 **Nähe auf Distanz**
Briefwechsel von Goethe und Schiller in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek
- 10 **Freundschaft auf den Sockel gehoben**
Das Goethe-Schiller-Denkmal auf dem Theaterplatz
- 13 **Höfische Lebensgemeinschaft**
Anna Amalia und Louise von Göchhausen
- 14 **Unterhaltung für die Herzogin**
Porzellantasse mit Kartenspielern im Wittumspalais
- 15 **Tiefurter Geselligkeit**
Naturbühne des Liebhabertheaters im Tiefurter Park
- 16 **Auf der Suche nach Arkadien**
Aquarell der italienischen Reisegesellschaft Anna Amalias im Schloss Tiefurt
- 19 **»Lieber Vater« und »Seelentochter«**
Christoph Martin Wieland und Sophie Brentano
- 20 **Zuflucht bei Freunden**
Gutshof und Parkanlage des Wielandguts Oßmannstedt
- 21 **Vertraute Gespräche über Literatur**
Manuskript des *Aristipp* im Wielandgut Oßmannstedt
- 22 **Freundschaft über den Tod hinaus**
Grabmal im Park des Wielandguts Oßmannstedt
- 24 Literaturverzeichnis

Einleitung

»Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen«

Diese Verse stammen aus der *Bürgschaft*, jener berühmten Ballade von Friedrich Schiller, in der nicht einmal die Angst vor dem Tod die Freundschaft zwischen zwei Männern erschüttern kann. Ihre bedingungslose Aufrichtigkeit und Treue rettet den beiden Freunden am Ende das Leben – und bekehrt zudem den rücksichtslosen Tyrannen.

Geschrieben wurde die Ballade 1798 in Jena; ein Jahr später zog Schiller in das benachbarte Weimar, eine kleine Residenzstadt, die sich in jenen Jahren zu einem kulturellen Zentrum in Deutschland entwickelte. Seine zunehmende Bedeutung verdankte Weimar vor allem vier berühmten Autoren: Christoph Martin Wieland, Johann Gottfried Herder,

Chr. D. Rauch: Entwurf des Goethe-Schiller-Denkmals, 1849



Johann Wolfgang Goethe und nicht zuletzt Friedrich Schiller. Das Thema »Freundschaft« war in vielen ihrer Werke präsent. Ob reale Freundschaften in Weimar um 1800 als Vorbilder dienten, lässt sich heute nicht mehr zuverlässig ermitteln. Auf jeden Fall gab es aber in der Residenzstadt des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach vielfältige Formen freundschaftlicher Zusammenschlüsse: sei es das produktive Schaffensbündnis zwischen Goethe und Schiller, sei es die von höfischen Konventionen bestimmte Gemeinschaft zwischen Herzogin Anna Amalia und ihrer Hofdame Louise von Göchhausen, sei es die »Seelenfreundschaft« zwischen Wieland und Sophie Brentano. Aus den Zeugnissen dieser Beziehungen, vornehmlich aus Briefen und Bildnissen, können wir noch heute viel über die Epoche um 1800 und die Freundschaftsideale dieser Zeit erfahren.

Freundschaft im 18. Jahrhundert

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts bestimmte der aufklärerische Rationalismus die Freundschaft als eine »vernünftige«, für eine funktionierende Gesellschaft zentrale Grundeinstellung, die gegenüber jedermann zu gelten habe. Freundschaft war eine Pflicht für jeden Menschen, individuelle Gefühle spielten dabei eine untergeordnete Rolle. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hingegen wurde die Emotionalität im Zuge von Empfindsamkeit und Pietismus aufgewertet; Freundschaft galt nunmehr als eine der tiefsten menschlichen Beziehungen überhaupt. Diese »Seelenfreundschaft« wurde zu einem Leitwert vor allem für das Bürgertum, das sich vom herrschenden Adel abgrenzen wollte: Den Adligen am Hof warf man vor, nur Zweckbündnisse einzugehen und aufgrund eines nüchternen Kalküls vorgebliche Freundschaften zu schließen. Das Bürgertum beanspruchte für sich, anders als der Adel echter Gefühle fähig zu sein und damit wahre Freundschaften schließen zu können – ein Zeichen moralischer Überlegenheit.

Das neue bürgerliche Freundschaftsverständnis machte für eine gelingende Freundschaft zwei Voraussetzungen geltend, die bereits seit der Antike in verschiedenen Freundschaftskonzepten immer wieder eine Rolle gespielt hatten: Uneigennützigkeit (womit man sich etwa vom Adel abgrenzte) und Gleichberechtigung. Sofern zwei Menschen nicht gleichberechtigt, sondern in irgendeiner Form voneinander abhängig seien, könne sich, so die Annahme, keine wahre Freundschaft zwischen ihnen entwickeln. Insbesondere der Abhängige sei gezwungen, ständig zu gefallen, da er andernfalls Nachteile befürchten müsse. Die geforderte



G. M. Kraus: Abendgesellschaft (»Tafelrunde«) bei Anna Amalia, um 1795

Gleichberechtigung war ein Grund dafür, dass Freundschaften zwischen Männern und Frauen im 18. Jahrhundert – von einigen Ausnahmen abgesehen – undenkbar waren.

Freundschaft war im 18. Jahrhundert auch ein geselliges Phänomen. So entstanden zahlreiche Freundschaftszirkel und Freundschaftskulte. Der Schriftsteller und Begründer des Halberstädter Dichterkreises Johann Wilhelm Ludwig Gleim knüpfte etwa als äußerst emsiger Briefeschreiber ein regelrechtes Freundschaftsnetz. Auch an anderen Orten wurden exklusive, meist literarische Freundschaftsbünde geschlossen. Ein Beispiel ist der Göttinger Hainbund, gegründet von Studenten, die sich auf Friedrich Gottlieb Klopstock und dessen Lobpreis der Freundschaft beriefen. Heutzutage können soziale Netzwerke wie Facebook als veränderte Formen dieser geselligen Freundschaften gelten.

Freundschaft im Medium des Briefes

Der Freundschaftskult des 18. Jahrhunderts ist ohne die Briefkultur nicht denkbar. Nicht umsonst wird das »Jahrhundert der Freundschaft« häufig auch das »Jahrhundert des Briefes« genannt. Zunächst sorgten äußere Faktoren wie die Ausweitung des Postwesens und eine deutliche Verbilligung des Portos für eine Zunahme des Briefverkehrs. Doch auch der Brief selbst veränderte sich grundlegend und konnte so von einem bloßen Übermittler von Informationen zum Medium der Freundschaft schlechthin werden. Insbesondere ließ man die starren formalen und sprachlichen Regelungen der Barockzeit hinter sich, welche die (zumeist höfische) Briefkultur bis dahin geprägt hatten.

Zwar galten für offizielle Briefe auch weiterhin zahlreiche Vorschriften, doch bildete sich nun eine neue Briefgattung heraus, die es in diesem Sinne bislang nicht gegeben hatte: der Privatbrief, in dem sich Freunde wechselseitig von ihren Gefühlen, Erlebnissen, Wünschen und Sorgen berichteten. Dies ist heute nicht nur in den überlieferten Briefen selbst, sondern vor allem in den sogenannten Briefstellern nachzuvollziehen, die Anleitungen zum Verfassen von Briefen gaben. Mit seinem Werk *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* (1751) hat etwa Christian Fürchtegott Gellert den Briefstil des 18. Jahrhunderts maßgeblich beeinflusst. Er erhob die »Natürlichkeit« zum neuen Ideal. So sollte sich die Briefsprache an der mündlichen Sprache orientieren, um einen unverstellten Gefühlsausdruck zu übermitteln. Gellert propagierte den Brief als »eine freie Nachahmung des guten Gesprächs« und gab in seinem Briefsteller zahlreiche Beispiele für gelungene Freundschaftsbriefe.

Die Empfindsamkeit radikalisierte diese angestrebte Natürlichkeit. Durch einen übermäßigen Einsatz von Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen oder durch bruchstückhafte Sätze versuchte man, in den Briefen Spontaneität und Gefühle möglichst authentisch zum Ausdruck zu bringen: »Ach Gustgen! Welcher Anblick! so viel von deiner Hand! – der ersehnten, erflehten – noch heut Abend! – du Liebe nur dies! eh ich anfang zu lesen«. Diese Zeilen richtete der 26-jährige Goethe am 16. Mai 1776 an Auguste Gräfin zu Stolberg, eine Frau, die er – durchaus mit Absicht – nie getroffen hat. Solche Seelenverwandtschaften, die ihren Ort



Eintrag im Freundschaftsbuch eines Weimarer Bürgers, um 1780

ausschließlich im Medium des Briefes hatten, sind eine Besonderheit der Empfindsamkeit. Die außergewöhnliche Intimität, die viele empfindsame Briefe erkennen lassen, muss jedoch in Teilen relativiert werden. Denn anders als heute wurden im 18. Jahrhundert Briefe häufig vorgelesen oder an Freunde und Verwandte weitergereicht. Den Schreibenden war also durchaus bewusst, dass mehrere Personen ihre Zeilen lesen würden. Und auch wenn dies die sprachliche Gestaltung der Briefe suggeriert, wurden wohl doch nicht immer die geheimsten Gefühle und Gedanken offenbart.

Besonders die Frauen, die zum damaligen Zeitpunkt noch sehr viel stärker auf ihr häusliches Umfeld beschränkt waren als Männer, machten sich die neue Freiheit des Briefeschreibens zu eigen. Die briefliche Kommunikation ermöglichte es ihnen, Freundschaften über große Entfernungen hinweg zu pflegen und auch mit Männern in einen vertraulichen Austausch zu treten. Zu den bekanntesten Briefschreiberinnen des 18. Jahrhunderts gehören Anna Luisa Karsch, Luise Gottsched und Rahel Varnhagen.

Die neue Brief- und Freundschaftskultur spiegelt sich auch in der Literatur der Zeit: Es entstanden zahlreiche Romane in Briefform, etwa Goethes *Die Leiden des jungen Werthers* von 1774. Diese Werke griffen mit dem Brief nicht nur das Freundschaftsmedium schlechthin auf, sie machten Freundschaft auch meist direkt zum Thema. Auffällig häufig wurden empfindsame Briefromane von Frauen verfasst.

Auch die erfolgreichste Dichterin des ausgehenden 18. Jahrhunderts, Sophie von La Roche, begründete ihren Ruhm mit einem Roman in Briefform: Ihre *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*, ein Loblied auf die Freundschaft, erschien 1771 und wurde binnen weniger Jahre zu einem regelrechten Bestseller.

Was bleibt: Zeugnisse der Freundschaft

Briefe sind heute die mit Abstand wichtigsten Zeugnisse für den vielfältigen Freundschaftsdiskurs im 18. Jahrhundert. Sie erlauben Einblicke in die Entwicklung von Freundschaften, sie geben Aufschluss über gemeinsame Aktivitäten und diskutierte Themen. Aber auch Tagebücher, sogenannte Stamm- oder Freundschaftsbücher (Vorläufer heutiger Poesiealben) oder Geschenke, die man sich gegenseitig machte, erzählen von vergangenen Freundschaften. Als »körperliches« Erinnerungsstück wurden beispielsweise gern Haarlocken verschenkt, die es ermöglichten, die Freundin oder den Freund stets bei sich zu tragen. Bis in die heutige Zeit erhalten haben sich viele Porträts, mit denen die Erinnerung an (entfernte) Freunde aufrechterhalten werden sollte. Besitzt man heute meist Fotografien, waren es damals Silhouetten, Gemälde und auch Porträtbüsten. Besonders die Scherenschnitte, die einfach und preiswert anzufertigen waren und zudem leicht per Post verschickt werden konnten, waren im 18. und frühen 19. Jahrhundert sehr beliebt.

Freundschaften in Weimar

Die Entwicklung der Weimarer Klassik gründete auf zahlreichen, sehr unterschiedlichen Freundschaften. So war Goethe schon bald nach seiner Ankunft in Weimar im Jahr 1775 maßgeblich daran beteiligt, dass sein Freund aus Studientagen, Johann Gottfried Herder, in das Amt des höchsten Geistlichen, des Generalsuperintendenten, nach Weimar berufen wurde. Die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller bildete schließlich das »klassische Jahrzehnt« selbst: die Jahre enger Zusammenarbeit vom ersten eingehenden Gespräch in Jena 1794 bis zu Schillers Tod 1805.

In Weimar gab es um 1800 eine Vielzahl von freundschaftlichen Verhältnissen. Allerdings weiß man – wie auch andernorts – über Freundschaften der einfachen Stadtbevölkerung nur sehr wenig, da kaum Zeugnisse erhalten sind: Sie wurden nicht als wichtig genug angesehen, um aufbewahrt zu werden. Dagegen sind die Freundschaften zwischen den zentralen Akteuren Weimars gut belegt. So war etwa Schillers Frau Charlotte eng mit ihrer Patentante Charlotte von Stein befreundet, diese wiederum verband eine intensive Freundschaft mit Goethe. Und für Herzog Carl August war sein Minister Goethe nicht nur ein Angestellter und politischer Berater, sondern auch ein Freund. Die Bedeutung der überlieferten Briefe, die auch heute noch Aufschluss über diese Freundschaften im bürgerlichen und höfischen Umfeld geben, hatte bereits Goethe erkannt. Er publizierte schon bald nach Schillers Tod die Briefe, die er und Schiller sich über die Jahre geschrieben hatten. Dieser Briefwechsel gehört heute zu den berühmtesten deutschsprachigen Briefwechseln überhaupt.

Empfindsame Freundschaftskulte im engeren Sinne gab es in Weimar nicht, jedoch spielte die Geselligkeit eine große Rolle. Man traf sich regelmäßig in größerer Runde, ob im Wittumspalais bei Anna Amalia, am Hof von Carl August oder in diversen Zirkeln wie der von Goethe initiierten Freitagsgesellschaft. Inwieweit sich die Teilnahme an diesen immer auch höfisch beeinflussten Geselligkeiten einem persönlichen Interesse oder eher sozialem Kalkül verdankte, lässt sich nicht eindeutig bestimmen, da die meisten Personen doch von der Gunst der Herzogsfamilie abhängig waren.

Es bestanden auch zahlreiche, ebenfalls brieflich belegte Kontakte über die Grenzen Weimars hinaus, beispielsweise entwickelte sich zwischen Goethe und dem Berliner Komponisten Carl Friedrich Zelter eine enge Freundschaft. Diese Briefwechsel geben mitunter besonders interessante Einblicke, da innerhalb Weimars, wo gewissermaßen jeder jeden



Silhouette von Charlotte von Stein, undatiert

kannte, kritische Äußerungen weniger häufig zu finden sind. Schiller etwa schreibt seinem Freund Christian Gottfried Körner in Dresden sehr offen und oft auch kritisch über die Weimarer Zustände und Personen.

Freundschaftsmedien damals und heute

Im 18. Jahrhundert wurde der private Brief zu *dem* Kommunikationsmedium der Freundschaft schlechthin, heute hat er seine Bedeutung weitgehend verloren. Seine Funktion übernehmen inzwischen verschiedene elektronische Kommunikationsmedien, die es erlauben, jederzeit Freunde in aller Welt zu kontaktieren. Und so wie sich im 18. Jahrhundert mit dem Brief auch der Schreibstil gewandelt hat, entwickeln sich heute ebenfalls ständig neue Formen, etwa die »Sprache« der Abkürzungen in SMS. Auch soziale Netzwerke im Internet verändern die Formen der Kommunikation, möglicherweise aber auch die Freundschaftsverhältnisse selbst: Was bedeutet es, wenn man auf Facebook mit Hunderten anderer Nutzer »befreundet« ist?

Darüber hinaus bleibt offen, wie sich die heutige Kommunikation zwischen Freunden langfristig erhalten lässt. Vieles, was wir über Freundschaften des 18. Jahrhunderts wissen, verdanken wir den Briefen der Zeitgenossen. Aber wird man in hundert Jahren noch die E-Mails von heute lesen können, um etwas über die Freundschaften in unserer Zeit zu erfahren?



Literarisches Arbeitsbündnis

Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller

Im Juli 1787 traf Friedrich Schiller in Weimar ein. Johann Wolfgang Goethe, dessen Bekanntschaft er vor allem zu machen hoffte, hielt sich zu dieser Zeit allerdings in Italien auf. Als Goethe 1788 schließlich in die Residenzstadt zurückkehrte, kam es zwar zu flüchtigen Begegnungen zwischen beiden Dichtern, einen näheren Kontakt vermied Goethe jedoch. Dessen ungeachtet verhalf er Schiller zu einer Professur für Geschichte an der Universität im nahen Jena.

Neben den ersten persönlichen, eher ungünstigen Eindrücken waren auch die unterschiedlichen sozialen Verhältnisse der beiden Autoren keine guten Voraussetzungen für eine freundschaftliche Beziehung: Goethe stammte aus einer vermögenden Frankfurter Familie, er war inzwischen Minister am Weimarer Hof und finanziell sehr gut gestellt. Schiller hingegen kam aus einfachen Verhältnissen und musste als freischaffender Schriftsteller, anders als Goethe, sehr genau auf die Einkünfte aus der Veröffentlichung seiner Werke achten, sie hatten für ihn eine existentielle Bedeutung. Diese soziale Differenz hat Schiller wiederholt reflektiert: Goethe »erinnert mich so oft, dass das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muss ich bis auf diese Minute noch kämpfen!« (Brief an Christian Gottfried Körner, 9. März 1789).

Die Beziehung zwischen beiden Dichtern verbesserte sich erst, als Schiller am 13. Juni 1794 Goethe in einem Brief zur Mitarbeit an seinem neuen Zeitschriftenprojekt *Die Horen* einlud und Goethe die Einladung annahm. Im Juli kam es dann bei der *Naturforschenden Gesellschaft* in Jena zu einem Gespräch der beiden über die »Urpflanze«, das Goethe rückblickend im Text *Glückliches Ereignis* als Beginn ihres Bündnisses beschrieben hat. Die im Jenaer Gespräch zutage tretenden Differenzen zwischen den »Ideen« des Kantianers Schiller und dem »Realismus« Goethes griff Schiller im August in seinem berühmten »Geburtstagsbrief« an Goethe wieder auf. Er gab ihnen jetzt jedoch eine versöhnliche Wendung und legte damit den Grundstein für die künftige Zusammenarbeit.

Nach Jahren des skeptischen Abwartens intensivierte sich das Verhältnis zwischen Goethe und Schiller ab 1794 sehr rasch. Bereits im September lud Goethe Schiller ein, einige Zeit bei ihm in seinem Weimarer Haus zu verbringen. Dort bat er ihn um Mithilfe bei seinem neuesten Romanprojekt *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Er gab Schiller das Manuskript zu lesen, das dieser ausführlich kommentierte. Auch bei vielen weiteren Werken entwickelte sich fortan eine enge Zusammenarbeit, etwa bei Schillers

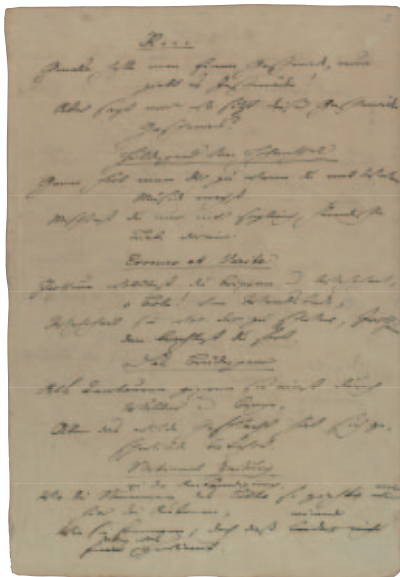
Dramen *Wallenstein* und *Wilhelm Tell*. Goethe und Schiller wandten sich zudem neuen Gattungen zu: 1796 schrieben sie gemeinsam mehrere hundert kleine Spottgedichte, die sogenannten *Xenien*. Im Folgejahr widmeten sich beide eingehend der Gattung der Ballade; in regem Austausch entstanden zahlreiche Balladen, darunter so bekannte wie *Der Zauberlehrling* von Goethe und *Die Kraniche des Ibykus* von Schiller. Eine weitere Intensivierung erlebte die Beziehung der beiden Autoren schließlich nach 1799, als Schiller mit seiner Familie von Jena wieder zurück nach Weimar zog; jetzt waren persönliche Gespräche noch häufiger möglich.

Für die Einschätzung der Beziehung zwischen Goethe und Schiller ist aufschlussreich, dass die beiden Dichter trotz des engen Austauschs stets beim höflich-formellen »Sie« blieben und nicht zum vertraulichen »Du« übergingen. Ein nicht unwesentliches Konfliktpotential barg Schillers kritische Haltung gegenüber Goethes Lebensgefährtin Christiane Vulpius, die dieser erst 1806, also nach Schillers Tod, heiratete. Christiane wurde aufgrund ihres niedrigen sozialen Standes vom Ehepaar Schiller, wie allerdings auch von der übrigen Weimarer Gesellschaft, nicht akzeptiert und bezeichnenderweise in den Briefen Schillers mit keinem Wort erwähnt. Doch wenn auch eine gewisse Distanz stets gewahrt blieb: Der Bedeutung ihrer Freundschaft waren sich beide immer bewusst. Dementsprechend war Goethe von Schillers Tod im Mai 1805 tief erschüttert. Er realisierte sehr rasch, dass die vielleicht wichtigste und produktivste Phase seines Lebens nun unwiderruflich zu Ende ging: »Seit der Zeit, dass ich Ihnen nicht geschrieben habe, sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins« (Brief an Carl Friedrich Zelter, 1. Juni 1805).

↖ A. Toller: Goethe den Schädel Schillers suchend, 1859

Gemeinsam gegen Kritiker

Goethe und Schiller tauschten sich zwischen 1795 und 1805 intensiv über viele ihrer eigenen Werke, aber auch über die Arbeiten anderer Autoren aus. Das Zeugnis einer besonders engen Zusammenarbeit lässt sich im Schreibkabinett der Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* betrachten: Es handelt sich um zwei Blätter aus der Handschrift der *Xenien*, einer von Goethe und Schiller gemeinsam verfassten Epigramm-Sammlung.



Mehrere hundert dieser Kurzgedichte, deren ironischer Titel, übersetzt »Gastgeschenke«, auf den römischen Dichter Martial verweist, entstanden im Jahr 1796. Anlass war die vielstimmige Kritik an der Zeitschrift *Die Horen*, die Schiller herausgab und in der auch Goethe publizierte. Die Idee, sich mit Spottgedichten gegen die Kritiker zu wehren, stammte von Goethe. Nachdem er Schiller einige *Xenien* zugesandt hatte, war auch dieser von dem

Projekt überzeugt: »*Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muss ausgeführt werden. Die Sie mir heute schicken haben uns sehr ergötzt [...] Ich denke aber, wenn wir das hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da!*« (Brief an Goethe, 29. Dezember 1795).

Die Gedichte entstanden im ständigen Austausch: Sie wurden in Briefen und beiliegenden Heften zwischen Weimar und Jena, wo Schiller zu dieser Zeit wohnte, hin- und hergeschickt, überarbeitet und kommentiert. Diese gemeinsame Arbeit lässt sich am ausgestellten Manuskript ablesen: Das »wandernde Exemplar«, wie Schiller es in einem Brief vom 7. Februar 1796 nannte, enthält Gedichte von der Hand Goethes und Schillers sowie von den für die beiden Dichter tätigen Schreibern, zudem diverse Korrekturen.

Aus dem konkreten Anlass der Kritik an den *Horen* heraus entstanden, wurden die *Xenien* zu einer Abrechnung mit der als mittelmäßig empfundenen zeitgenössischen Literatur. Besonders viele Verse richteten sich gegen den Schriftsteller und Verleger Friedrich Nicolai. Dieser hatte Schillers Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, die 1795 in den *Horen* erschienen waren, ausführlich kritisiert. Nun traf ihn und seine mehrbändige *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz* selbst der Spott:

Nicolai

*Nicolai reiset noch immer, noch lang'
wird er reisen,
Aber ins Land der Vernunft findet er
nimmer den Weg.*

Goethe und Schiller druckten ihre *Xenien* im *Musenalmanach für das Jahr 1797*, einer von Schiller herausgegebenen literarischen Zeitschrift, ohne

den jeweiligen Verfasser anzugeben. Auch wenn sich bei einem Teil der *Xenien* aufgrund der Thematik die Autorschaft vermuten ließ, rätselten die Leser, welches *Xenion* von welchem Dichter stamme. Genau dies war auch die Absicht: Die Kritik konnte sich so nicht an einen der beiden allein richten, sondern nur an beide gemeinsam. Mit diesem literaturpolitischen Schachzug erreichten Goethe und Schiller, zum ersten Mal in der literarischen Öffentlichkeit als Einheit wahrgenommen zu werden.

Noch Jahrzehnte nach dem Entstehen der *Xenien*, in einem Gespräch mit Eckermann, distanzierte sich Goethe von dem Versuch, die Verfasserschaft der einzelnen Gedichte festzulegen: »*Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein!*« (16. Dezember 1828). Ganz in diesem Sinne sind die *Xenien* heute sowohl in den Werkausgaben Goethes wie Schillers vollständig abgedruckt.

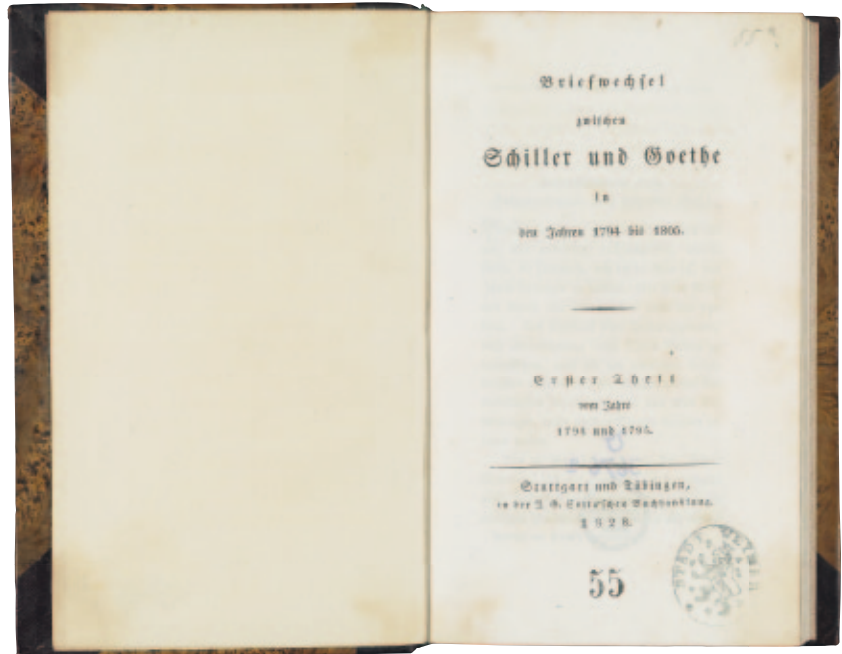
Nähe auf Distanz

Wie eng Goethe und Schiller zeitweilig zusammengearbeitet haben, lässt sich besonders gut am umfangreichen Briefwechsel zwischen den beiden Dichtern ablesen. Er erstreckt sich über einen Zeitraum von etwa zehn Jahren und umfasst mehr als tausend Briefe. Die Korrespondenz wurde eingeläutet durch ein Schreiben Schillers, in dem er Goethe zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift *Die Horen* einlud, und endete 1805 mit Schillers Tod.

Aufschlussreich für das Verhältnis der beiden Autoren ist der Wandel der Gruß- und Schlussformeln im Verlauf der Freundschaft. In seinem ersten Brief an Goethe unterzeichnete Schiller ganz offiziell mit »*Euer Hochwohlgeborren gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer F. Schiller*« (13. Juni 1794). Auch im sogenannten Geburtstagsbrief vom 23. August 1794 benutzte er noch eine ähnliche Formel: »*ich verharre hochachtungsvoll Ihr gehorsamster D[iene]r F. Schiller*«. Doch schon im nächsten Brief heißt es weniger förmlich: »*ich bin mit der herzlichsten Verehrung der Ihrige Schiller*«.

Auch wenn Privates stets hinter der fachlichen Auseinandersetzung zurückstand, wurden die Briefe im Laufe der Zeit zunehmend vertraulicher. Die wechselseitige Anteilnahme bestimmte immer deutlicher auch den Briefwechsel. So schrieb Goethe an Schiller anlässlich einer schweren Erkrankung von dessen Frau: »*Ihr Brief, wertester Freund, hat mich auf das unangenehmste überrascht. Unsere Zustände sind so innig verwebt dass ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle*« (26. Oktober 1799).

Selbst Persönlichstes teilte Goethe seinem Briefpartner Schiller mit, etwa als seine neugeborene Tochter im Sterben lag: »*Bei uns geht es nicht gut, wie*



Sie mir vielleicht gestern in der Oper anmerkten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen und die Mutter, so gefasst sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüt. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Wert Ihres Anteils. Heute Abend hoffe ich doch zu kommen, um die Lücken meines Wesens durch die Gegenwart der Freunde auszufüllen« (19. Dezember 1802).

Den Großteil der Briefe machten Diskussionen über ästhetische Fragen und die Besprechung neuer literarischer Werke aus. Beide Autoren hatten entscheidenden Anteil am Entstehen der Werke des jeweils anderen. Und sie sprachen keineswegs nur allgemeine Einschätzungen aus, sondern machten ganz konkrete Überarbeitungsvorschläge. Am 22. August 1797 etwa übermittelte Goethe Schiller seine Anmerkungen zu dessen Ballade *Die Kraniche des Ibykus*: »*Nun auch einige Bemerkungen:*

1) der Kraniche sollten, als Zugvögel, ein ganzer Schwarm sein [...] 2) Dann würde ich nach dem 14. Verse, wo die Erinnyen sich zurückgezogen haben, noch einen Vers einrücken, um die Gemütsstimmung des Volkes [...] darzustellen«.

Im Jahr 1823, und damit 18 Jahre nach Schillers Tod, begann Goethe, die Herausgabe des Briefwechsels vorzubereiten. Am 11. Juni 1823 bezeichnete er Schillers Briefe gegenüber seinem Verleger Johann Friedrich Cotta als »*den größten Schatz, den ich vielleicht besitze*«. Mit der Publikation der Briefe in den Jahren 1828 und 1829 setzte er seinem Freund Schiller und der mehr als zehnjährigen Zusammenarbeit ein bleibendes Denkmal.

Freundschaft auf den Sockel gehoben

Goethe und Schiller trugen selbst dazu bei, dass sie in der Öffentlichkeit als »Dichterpaar« wahrgenommen wurden. Von entscheidender Bedeutung waren in diesem Zusammenhang das *Xenien*-Projekt sowie der 1828 und 1829 veröffentlichte Briefwechsel zwischen beiden Autoren. Wie erfolgreich Goethe und Schiller mit ihrer Selbststilisierung als »Dichterpaar« waren, zeigt anschaulich das Denkmal auf dem Weimarer Theaterplatz. Während Herder und Wieland, den beiden anderen »Weimarer Klassikern«, jeweils ein eigenes Denkmal gewidmet wurde, stellte man Goethe und Schiller in einem Doppelstandbild dar. Eingeweiht wurde dieses Denkmal am 4. September 1857 im Rahmen der Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar und Eisenach.

Das Denkmal zeigt die beiden Autoren nebeneinanderstehend auf einem Sockel. Goethe legt seine linke Hand auf Schillers Schulter, eine Schriftrolle und ein Lorbeerkranz weisen die beiden als Dichter aus. Obwohl zur Zeit der Entstehung bekannt war, dass Goethe deutlich kleiner gewesen ist als Schiller, wurden sie als gleich groß dargestellt. So sollte eine Ebenbürtigkeit zwischen den beiden zum Ausdruck gebracht werden. Diese Gleichberechtigung der beiden Dichter spielte auch in der Diskussion um die Gestaltung des Denkmals eine große Rolle. So kritisierte unter anderem König Ludwig II. von Bayern, der das Denkmal mitfinanzierte, dass Goethe den Lorbeerkranz, das Emblem des herausragenden Dichters, in der Hand halte, während Schiller nur danach greife, ohne ihn zu berühren.

Während einerseits etwa über die Körpergröße eine Ebenbürtigkeit der beiden Dichter abgebildet werden sollte, war der Bildhauer Ernst Rietschel

andererseits auch bemüht, die Unterschiede und individuellen Charakterzüge deutlich zu machen. So trägt Schiller einen zivilen Mantel, Goethe als Weimarer Minister hingegen einen aus dem höfischen Kontext stammenden »Staatsrock«. Auch ihre Körperhaltung unterscheidet sich: Goethe richtet seinen Blick geradeaus, seine Körperhaltung soll »selbstbewusste Größe und klare Weltanschauung« ausdrücken, wie Rietschel in seinen Erläuterungen zum Denkmalsentwurf schrieb. Schiller dagegen hat den Kopf leicht erhoben und blickt in eine unbekannte Ferne und zeigt so seinen »kühnen, strebenden idealen Geist«.

Da die Wirkung eines Denkmals immer auch durch den Ort seiner Aufstellung bestimmt wird, entschied man sich in Weimar, das Goethe-Schiller-Denkmal vor dem Hoftheater, dem heutigen Nationaltheater, zu platzieren, also an einem zentralen Ort der gemeinsamen Arbeit von Goethe und Schiller. Goethe, von 1791 bis 1817 Leiter des Hoftheaters, war für die Zusammenstellung des Programms verantwortlich, er brachte viele Stücke von Schiller mit dessen Unterstützung zur Erstaufführung, darunter *Wallenstein* (1798/99), *Maria Stuart* (1802) und *Wilhelm Tell* (1804). Aber auch Schiller inszenierte am Hoftheater, unter anderem arbeitete er Goethes *Iphigenie auf Tauris* um und führte sie 1802 auf. Das Denkmal auf dem Theaterplatz hat wesentlichen Anteil daran, dass man Goethe und Schiller bis heute oftmals in einem Atemzug nennt. Die Freunde und Arbeitskollegen behaupten sich bis heute als »Dichterpaar« im kulturellen Gedächtnis (nicht nur) der Deutschen.



Weiterführende Hinweise zu »Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller«

Themen für den Unterricht

Goethes und Schillers Freundschaft lässt sich mit verschiedenen Themenbereichen verknüpfen:

- Rezeptionsgeschichte der Weimarer Klassik
- Kanonisierung als Nationaldichter
- Balladendichtung
- Theaterpraxis um 1800
- Denkmal- und Erinnerungskultur
- Künstlerische Konkurrenz und Gemeinschaftsproduktionen

Weitere Exkursionstipps

- **Goethe-Nationalmuseum**
Die ständige Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* thematisiert die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller anhand zahlreicher Exponate. Zu sehen ist unter anderem ein Entwurf für das Goethe-Schiller-Denkmal von Christian Daniel Rauch, der beide Dichter in antiker Pose zeigt. Dieser Entwurf wurde abgelehnt und schließlich von Rauchs Schüler Ernst Rietschel zum heutigen Denkmal umgearbeitet.
- **Ildefonso-Gruppe**
Für ihre Denkmalentwürfe diente den Bildhauern Rauch und Rietschel die sogenannte Ildefonso-Gruppe als Inspiration, eine antike Plastik, die zwei junge Männer zeigt. Abgüsse der Skulptur finden sich in Goethes Wohnhaus, vor dem Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia Bibliothek (als Brunnenaufsatz) und im Festsaal des Stadtschlusses (als Ofenaufsatz).
- **Fürstengruft**
Symbolträchtig stehen auch die Särge von Goethe und Schiller nebeneinander in der Fürstengruft auf dem Historischen Friedhof. Schiller war zunächst im Kassengewölbe auf dem Jakobsfriedhof beigesetzt worden, erst nachträglich wurden seine Gebeine in die Fürstengruft überführt. DNA-Untersuchungen in den Jahren 2006–2008 ergaben, dass die bis dahin im Schiller-Sarg befindlichen Knochen nicht vom Dichter stammen. Daher ist der Sarg heute leer.

• Schillermuseum Rudolstadt

Neben den Weimarer Wohnhäusern von Goethe und Schiller lohnt auch das Schillermuseum in Rudolstadt einen Besuch. Dort wird unter anderem das erste, von Spannungen geprägte Treffen zwischen Schiller und Goethe thematisiert.

Literaturhinweise

- Der Briefwechsel von Goethe und Schiller ist in verschiedenen Ausgaben und auch im Internet (Gutenberg-Projekt) zugänglich. Die erhaltenen Briefhandschriften lassen sich zudem als Scans im Internet aufrufen: ora-web.swkk.de/archiv_online/gsa.entry.
- Das Goethezeitportal enthält vielfältige Informationen über Goethe und die Goethezeit. Besonders aufschlussreich hinsichtlich der Freundschaft mit Schiller ist das Kapitel *Goethes Allianz mit Schiller* aus dem *Schnellkurs Goethe*, der dort digital verfügbar ist (verfasst von Dieter Borchmeyer, als Buch erschienen 2005 im Kölner Dumont-Verlag): www.goethezeitportal.de/wissen/dichtung/schnellkurs-goethe/goethes-allianz-mit-schiller.html.
- Im Nekrolog *Im ernsten Beinhaus war's* (1826) thematisiert Goethe das Erlebnis, den aus dem Kassengewölbe geborgenen (angeblichen) Schädel Schillers das erste Mal in der Hand gehalten zu haben. In der Folge bewahrte er den Schädel einige Zeit in seinem Arbeitszimmer auf.





Höfische Lebensgemeinschaft

Anna Amalia und Louise von Göchhausen

1775 war ein einschneidendes Jahr im Leben Anna Amalias von Sachsen-Weimar und Eisenach: Nachdem sie viele Jahre als Regentin die Geschicke des Herzogtums bestimmt hatte, übergab sie nun die Regierungsverantwortung an ihren 18jährigen Sohn Carl August. In das Jahr 1775 fiel indessen nicht nur das Ende ihrer Regentschaft, sondern zugleich auch der Beginn einer besonderen Lebensgemeinschaft: Eine junge Frau aus niederem Adel trat in den Dienst Anna Amalias. Mit Louise von Göchhausen lebte fortan eine ebenso intelligente wie redegewandte junge Frau im engen Umfeld der Herzogin. Da sie sehr klein gewachsen war und zudem einen Buckel hatte, konnte sie sich als Frau ohne großes Vermögen keine Hoffnungen auf eine vorteilhafte Ehe machen, und die Aufnahme am Weimarer Hof bot ihr eine willkommene Zukunftsperspektive. Anfangs war Louise lediglich als Gesellschafterin Anna Amalias angestellt, die freie Kost und Logis, jedoch keinen Lohn erhielt. 1783 wurde sie zur Ersten Hofdame ernannt und erwarb damit auch Anspruch auf ein jährliches Gehalt. Anders als die Kammerfrauen und Kammerjungfern, die für alltägliche Arbeiten wie Ankleiden und Frisieren zuständig waren, hatte Louise als Hofdame eine höhere Stellung inne. Sie war für die Unterhaltung Anna Amalias verantwortlich, stand als ihre Gesprächspartnerin bereit und begleitete sie auf Reisen. Da sie beständig verfügbar sein sollte, wohnte Louise im Wittumspalais, das Anna Amalia nach ihrem Rückzug von den Regierungsgeschäften bezogen hatte. Louise begleitete Anna Amalia zudem, wenn diese das Wittumspalais verließ, um den Sommer auf einem ihrer Sommersitze zu verbringen, zunächst in Ettersburg, ab 1781 dann in Tiefurt. Sie hatte auch Einfluss darauf, wer bei Anna Amalia vorgelassen wurde, und so bemühte sich jeder, der mit der Herzogin in Kontakt treten wollte, um ein gutes Verhältnis zur Hofdame.

Da Louise von Göchhausen über Jahrzehnte hinweg ihr Leben fast vollständig an den Wünschen und dem Wohlergehen Anna Amalias ausgerichtet hatte, brachte deren Tod im April 1807 auch für Louise einschneidende Veränderungen mit sich. Zunächst wohnte sie weiterhin im Wittumspalais, wo sie »wie ein alter Burgeist über den Trümmern der Vergangenheit« saß (Louise von Göchhausen an Fürstin Louise Christine Reuß-Köstritz, 13. Juli 1807). Die ehemalige Hofdame wurde von Erinnerungen an eine glücklichere Zeit geplagt: »Es scheint wohl, dass so lange ich in diesem Haus wohne, ich schwerlich ganz wieder hergestellt werden kann. – Die Erinnerung an verlorenes Glück stört zu oft und zu schmerzlich jede Bemühung zur Resignation« (ebd.).

Bald jedoch musste sich Louise nach einer neuen Wohnung umsehen. Sie befürchtete, dass ihre kleine Pension dafür nicht ausreichen würde. Zu einem Umzug kam es indessen nicht mehr, denn nur wenige Monate nach Anna Amalias Tod, im September 1807, starb auch Louise im Alter von 55 Jahren. Einen Zusammenhang zwischen dem Tod Anna Amalias und dem Ableben Louises vermuteten bereits die Zeitgenossen: »Eigentlich war sie schon seit dem 10. April tot, sie war nur noch nicht gestorben. Amalias Tod war auch der ihre. [...] Sie kam mir vor wie ein Vogel, den man zeitlebens in einem Bauer gefüttert hat und dann spät im Alter wieder in die freie Natur aussetzt, wo er ungewohnt, Futter und Nest selbst zu suchen, in der rauhen Witterung verschmachtet« (Carl Ludwig Fernow an Karl August Böttiger, 13. Sept. 1807).

Mit Anna Amalias Tod hatte Louise von Göchhausen ihre wichtigste Vertraute verloren: Mit keiner zweiten Person hat sie nach 1775 mehr Zeit verbracht als mit der Herzogin. Ob die Beziehung zwischen Anna Amalia und Louise von Göchhausen jedoch als Freundschaft – im heutigen wie im damaligen Sinne – verstanden werden kann, muss offen bleiben: Auch wenn beide Frauen dem Adel angehörten, war ihr Verhältnis von einem hierarchischen Gefälle bestimmt. Anna Amalia hatte als Mutter des regierenden Herzogs Carl August eine völlig andere soziale Stellung inne als Louise und war zugleich ihre Vorgesetzte. Auf Gleichberechtigung und Freiwilligkeit basierte die Beziehung also nicht. Andererseits war Louise auch keine »normale« Angestellte, Anna Amalia und sie haben buchstäblich ihr Leben miteinander geteilt.

↖ Herzogin Anna Amalia und Louise von Göchhausen beim Kartenspielen, Miniaturmalerei auf Porzellantasse, um 1800

Unterhaltung für die Herzogin

Die elegante Porzellantasse trägt in goldenem Rahmen die Aufschrift »Man spielt in Careau«. Sie ist verziert mit einem Goldrand und einer Bordüre aus Blättern. Der eigentliche Schmuck zeigt sich allerdings erst, wenn man die Tasse von ihrer Untertasse abhebt: Nun erblickt man die Miniaturmalerei, die vier um einen Tisch versammelte Personen präsentiert. Die beiden abgebildeten Damen sind Anna Amalia und Louise von Göchhausen bei einer ihrer liebsten Beschäftigungen, dem Kartenspiel. Wie die Beschriftung des zugehörigen Etais verrät, sieht man sie bei einer gemeinsamen Partie mit zwei Kammerherrn: Friedrich Hildebrand von Einsiedel und Christian Friedrich Carl von Wolfskeel. Worauf die Bezeichnung »Careau« verweist, ist ungeklärt, möglicherweise auf das Spielen zu viert.

Für die Unterhaltung der Herzogin zu sorgen, sei es durch das Kartenspiel oder andere Beschäftigungen, war die Hauptaufgabe der Ersten Hofdame Louise von Göchhausen. Sie leistete Anna Amalia den Tag über Gesellschaft, sie war anwesend bei Mahlzeiten, Ausflügen und bei geselligen Runden. Anna Amalia zu beschäftigen und Langeweile zu verhindern, war ein umfassender Auftrag, denn diese ging, nachdem sie die Regierungsgeschäfte an Carl August übergeben hatte, keiner »Arbeit« im eigentlichen Sinne des Wortes mehr nach.

Anna Amalias größte Leidenschaft galt der Musik. Sie besuchte Konzerte und Opernaufführungen, natürlich meist in Begleitung ihrer Hofdame, sie lud Musiker ein, musizierte und komponierte sogar selbst. Auch Louise von Göchhausen war musikalisch gebildet, sie spielte Klavier und gab gemeinsam mit dem Kammerherrn von Einsiedel (Cello) und der Zweiten Hofdame Henriette von Wolfskeel (Harfe) für Anna



Amalia kleine Liebhaberkonzerte. Die Musik gab den beiden Frauen ein gemeinsames Thema, aber sie fanden auch weitere Möglichkeiten zum »gebildeten Zeitvertreib«. Gemeinsam widmeten sie sich beispielsweise dem Zeichnen und Malen, dem Theaterspielen und auch dem Lesen und Vorlesen von Literatur, unter anderem der neuesten Werke der Weimarer Dichter. Meist fand dies in größerer geselliger Runde statt, in der auch Besucher von auswärts gerne gesehen waren, da sie Neuigkeiten aus der Welt nach Weimar brachten. Die sogenannte Tafelrunde, wie sie das berühmte Aquarell von Georg Melchior Kraus zeigt, war nach heutigem Forschungsstand allerdings eher ein idealer Entwurf der Geselligkeit im Umfeld Anna Amalias. So suggeriert das Aquarell mit den zwanglos zusammensitzenden Adligen und Bürgerlichen eine Aufhebung der Standes-

schranken, die der damaligen Realität nicht entsprach.

So freundschaftlich Louise von Göchhausen Anna Amalia auch verbunden war, fiel es ihr doch schwer, über ihre eigene Zeit nur sehr eingeschränkt selbst bestimmen zu können. Ihr Tagesablauf war zum Großteil auf Anna Amalia ausgerichtet, längere Abwesenheiten waren nur in Ausnahmefällen möglich, und ausschließlich Krankheit galt als vertretbare Entschuldigung, der Gesellschaft fern zu bleiben. Diese Abhängigkeit empfand Louise durchaus als Belastung: »So sehr ich das Glück bei der Herzogin zu sein anerkenne, so brauche ich Ihnen auch die Nachteile dieses Glücks nicht vorzuzählen. Einen ruhigen, mir eigenen Tag kann mir nur Schnupfen, Zahn- oder Ohrenweh verschaffen« (Brief an Karl Ludwig von Knebel, 26. Febr. 1804).

Tiefurter Geselligkeit

Zwei kleine, mit Blüten verzierte Steinsockel und einige Stufen hinunter zur Ilm – mehr erinnert nicht daran, dass an dieser Stelle im Tiefurter Park im Jahr 1782 ein besonderes Ereignis stattgefunden hat: die Aufführung von Goethes Singspiel *Die Fischerin*, einem »Wald- und Wasser-Drama«, wie es Louise in einem Brief an den ehemaligen Prinzen-erzieher Karl Ludwig von Knebel nennt. Die erhaltenen Berichte lassen vermuten, dass diese Freilichtaufführung für Beteiligte wie Zuschauer ein eindrucksvolles Erlebnis gewesen sein muss. Denn man nutzte den Rasenplatz am Ufer der Ilm als Naturbühne, die Bäume und Sträucher bildeten die Kulissen und auch kleine Boote auf dem Flüsschen gehörten zur Szenerie. Da die Aufführung nach Einbruch der Dunkelheit stattfand, tauchte der Schein aufgestellter Fackeln die gesamte Umgebung in ein mystisch anmutendes Licht.

Die Fischerin wurde durch das sogenannte Liebhabertheater aufgeführt, das Anna Amalia und Louise von Göchhausen gemeinsam ins Leben gerufen hatten. Das Liebhabertheater füllte eine Lücke aus, denn nach dem großen Schlossbrand im Jahr 1774 war das Theaterleben in Weimar zunächst zum Erliegen gekommen: Das Hoftheater war den Flammen zum Opfer gefallen, eine professionelle Theatergruppe wurde aus finanziellen Gründen entlassen. Bald darauf fanden sich jedoch theaterbegeisterte Laien aus dem Adel ebenso wie aus dem Bürgertum zusammen, um in einem Liebhabertheater selbst verschiedene Stücke aufzuführen. Die treibende Kraft in dieser Unternehmung war keine andere als Anna Amalia selbst – und mit ihr Louise von Göchhausen und der restliche kleine Hofstaat. Beide Frauen waren nicht nur entscheidend an der Organisation be-

teiligt, sie wirkten auch gelegentlich selbst als Schauspielerinnen mit. Anna Amalia komponierte zudem die Musik zu mehreren Stücken, so zu Goethes *Jahrmarktsfest zu Plundersweilern* sowie zu *Erwin und Elmire*. Aufführungsorte waren die Wohnsitze von Anna Amalia und Louise von Göchhausen: das Witztumspalais, Schloss und Park Ettersburg und nicht zuletzt der Park Tiefurt.

Ein weiteres geselliges Projekt, für das sich Anna Amalia und Louise von Göchhausen gemeinsam engagierten, war das *Journal von Tiefurt*. Diese handschriftlich angelegte und daher nur in wenigen Exemplaren zirkulierende Zeitschrift wurde von Anna Amalia in den Jahren 1781 bis 1784 herausgegeben. Sie enthielt unter anderem Rätsel, Gedichte und kürzere Abhandlungen. Louise von Göchhausen war zusammen mit dem Kammerherrn von Einsiedel für die Redaktion zuständig; sie warben Beiträge ein und fertigten Abschriften

an. Louise von Göchhausen und Anna Amalia steuerten aber auch selbst Texte bei: Anna Amalia übersetzte etwa mit Wielands Hilfe das Märchen *Amor und Psyche* aus dem Italienischen, Louise von Göchhausen publizierte gleich mehrfach im *Journal*.

Die Arbeit am *Journal* war für Louise von Göchhausen, die für ihre geistreichen Briefe geschätzt wurde, eine willkommene Möglichkeit, sich schriftstellerisch zu betätigen. Zugleich war ihre Mitarbeit aber immer auch »Arbeit« im engeren Sinne, die von ihr als einer Gesellschafterin erwartet wurde. Darüber hinaus verband Louise mit Textpassagen, die sich als Lobrede auf Anna Amalia zu erkennen geben (wie der fiktive Monolog Anna Amalias in *Der Ritter Eckbert von Tiefurt*), die Hoffnung, von einer zunächst noch unbezahlten Gesellschafterin in den Rang einer Hofdame aufzurücken – was ihr 1783 dann auch tatsächlich gelang.



Auf der Suche nach Arkadien

Im Schatten von Zypressen sitzen Anna Amalia im braunen Reisekleid und Louise von Göchhausen, die ein kleines Schaf streichelt, inmitten einer lockeren Runde. Es ist die Reisegesellschaft Anna Amalias bei ihrem Besuch der Villa d'Este in Tivoli bei Rom, die der Maler Johann Georg Schütz auf seinem Aquarell festgehalten hat.

Den Wunsch, Italien zu besuchen, hatte Anna Amalia schon seit langem gehegt. Doch erst Goethes italienische Reise veranlasste sie, diesen Wunsch auch in die Tat umzusetzen. Bereits kurz nach Goethes Rückkehr im Juni 1788 machte sie sich mit ihren Reisebegleitern auf den Weg in den Süden. Während Goethe allein und nur mit Wissen des Herzogs nach Italien aufgebrochen war, reiste Anna Amalia standesgemäß mit ihrem kleinen Hofstaat: Vor allem ihre Hofdame Louise von Göchhausen durfte nicht fehlen, aber auch der Kammerherr von Einsiedel, Kammerfrauen, ein Koch, ein Arzt und ein italienischer Reiseführer waren mit von der Partie. Zusätzlich erweiterten verschiedene andere Personen zeitweise die Reisegesellschaft, etwa Johann Gottfried Herder, der zur selben Zeit in Italien unterwegs war und auf dem Aquarell neben Anna Amalia, auf einer Säule sitzend, dargestellt ist. Erst 1790 sollten Anna Amalia, Louise von Göchhausen und die restlichen Reisegefährten wieder nach Weimar zurückkehren: nach einem fast zweijährigen Aufenthalt in Italien, der die wohl eindrucklichste Zeit im Leben der beiden Frauen darstellte.

Dass eine Frau überhaupt eine solche lange Reise unternahm, und zwar weder, um Verwandte zu besuchen, noch, um aus gesundheitlichen Gründen in einen Kurort zu fahren, war Ende des 18. Jahrhunderts noch ungewöhnlich. Umso



mehr genossen es Anna Amalia und Louise von Göchhausen, sich den Kunstschätzen und dem geselligen Leben in Italien frei nach ihren Wünschen widmen zu können. Sie besichtigten Museen, Paläste und antike Ausgrabungsstätten, besuchten Theater- und Opernvorstellungen, wurden zu festlichen Abendessen und Bällen eingeladen und gaben selbst Gesellschaften. Anna Amalia wurde in Italien gut aufgenommen, und auch Louise als ihre Hofdame und Begleiterin profitierte davon: »*Da man sich einer ganz außerordentlichen [...] Höflichkeit gegen die Herzogin befließigt, so kommt par contre Coup [d. h. in der Folge] auch viel davon auf mich, und ich kann mit Wahrheit sagen, dass mir's in meinem Leben so wohl noch nicht gegangen ist*« (Brief an Wieland, Dez. 1788). Neben den gemeinsamen Unternehmungen und gesellschaftlichen Verpflichtungen blieb freilich auch Zeit, persönlichen Vorlieben nachzugehen: So lernte Anna Amalia das Gitarrenspiel, und Louise nahm Sprachunterricht.

Die Briefe, die Anna Amalia und Louise von Göchhausen in die Heimat schickten, zeigen, wie glücklich die beiden in Italien waren: »*So viel ist gewiss, es mag aus mir werden, was da will, ich werde nie vergessen, dass mir das Glück für 100000 wurde, die reinsten Freuden, die der Anblick der schönsten Natur und Kunst den Menschen gewähren können, genossen zu haben; und mein Dank dafür wird so lang dauern als mein Leben*« (Louise von Göchhausen an Wieland, 11. Aug. 1789). Allerdings war Italien wohl auch der Ort einer zeitweiligen Verstimmung zwischen beiden Frauen: Goethe berichtet jedenfalls in einem Brief an Knebel, Anna Amalia sei »*schon seit einem Jahr mit der Göchhausen radicaliter brouillirt*« (17. Okt. 1790). Über den Anlass der vorübergehenden Entzweiung schweigt sich Goethe aus. Gravierend kann der Streit indessen nicht gewesen sein, denn die beiden Frauen scheinen sich alsbald wieder vertragen zu haben, so dass Louise bis zum Tod Anna Amalias deren Erste Hofdame blieb.

Weiterführende Hinweise zu »Anna Amalia und Louise von Göchhausen«

Themen für den Unterricht

Die Freundschaft von Anna Amalia und Louise von Göchhausen lässt sich mit verschiedenen Themenbereichen verknüpfen:

- Ständegesellschaft
- Hofleben
- Italienreisen
- Geselligkeit

Weitere Exkursionstipps

- **Wittumspalais**
Im Stadtpalais der Herzogin Anna Amalia sind sowohl Anna Amalia als auch Louise von Göchhausen in zahlreichen Gemälden und Büsten präsent. Zu sehen sind zudem verschiedene Zeugnisse der Italienbegeisterung, darunter diverse aus Italien mitgebrachte Souvenirs. Das sogenannte Tafelrundenzimmer sowie der Festsaal, in dem Konzerte und Theateraufführungen stattfanden, vermitteln einen Eindruck von der geselligen Atmosphäre. Die Mansardenzimmer, in denen Louise von Göchhausen lebte, sind allerdings nicht zugänglich.
- **Goethe-Nationalmuseum**
In der ständigen Ausstellung *Lebensfluten – Tatensturm* ist das berühmte Aquarell von Georg Melchior Kraus zu sehen, das eine (idealisierte) Abendgesellschaft bei Anna Amalia, die sogenannte Tafelrunde, zeigt.
- **Schloss Tiefurt**
In Anna Amalias Sommerresidenz Tiefurt, einem ehemaligen Gutspächterhaus, lässt sich die einfachere und gesellige Lebensweise auf dem Land nachvollziehen. Im sogenannten Göchhausen-Zimmer befindet sich neben dem Aquarell von Anna Amalias italienischer Reisegesellschaft auch eine Porträtbüste der Hofdame. Im Goethezimmer wird ein Szenenbild der Tiefurter Liebhabertheater-Aufführung der *Fischerin* gezeigt, im Musikzimmer eines der Ettersburger Aufführung des *Jahrmarktsfests zu Plundersweilern*.

Literaturhinweise

- Werner Deetjen (Hrsg.)
Die Göchhausen. Briefe einer Hofdame aus dem klassischen Weimar. Berlin 1923.
- Juliane Brandsch (Hrsg.)
»Es sind vortreffliche italienische Sachen daselbst«. Louise von Göchhausens Tagebuch ihrer Reise mit Herzogin Anna Amalia nach Italien vom 15. August 1788 bis 18. Juni 1790. Göttingen 2008.
- Das *Journal von Tiefurt* liegt in zwei Ausgaben vor: Das Journal von Tiefurt. Mit einer Einleitung von Bernhard Suphan herausgegeben von Eduard von der Helten. Weimar 1892. Im Jahr 2011 erschien im Wallstein Verlag eine umfangreich kommentierte Ausgabe: Jutta Heinz (Hrsg.): »Es ward als ein Wochenblatt zum Scherze angefangen«. Das Journal von Tiefurt. Göttingen 2011.





»Lieber Vater« und »Seelentochter«

Christoph Martin Wieland und Sophie Brentano

Im Juli 1799 erhielt Christoph Martin Wieland Besuch von einer alten Freundin, der Schriftstellerin Sophie von La Roche. Wieland, den Herzogin Anna Amalia einst als Prinzenzieher nach Weimar geholt hatte, lebte inzwischen mit seiner Frau Anna Dorothea und seinen (erwachsenen) Kindern und Enkeln auf dem Gut Oßmannstedt, etwa zehn Kilometer nordöstlich von Weimar. Wieland hatte sich mit dem Kauf des Anwesens seinen Traum von einem Leben in der Natur erfüllt. In Oßmannstedt konnte er der Enge der Kleinstadt und dem höfischen Trubel entgehen.

Während Wieland Schwierigkeiten hatte, an die einstige Freundschaft mit Sophie von La Roche wieder anzuknüpfen, verstand er sich mit ihrer Begleiterin umso besser: der 22-jährigen Sophie Brentano, einer der zahlreichen Enkelinnen La Roches. Zwischen Sophie Brentano und Wieland entwickelte sich rasch eine enge Freundschaft. Wieland war von der jungen, literarisch gebildeten Frau beeindruckt, wie er an seine Tochter Charlotte in der Schweiz schrieb: *»Auch hatte ich diesen Sommer einen Besuch von meiner alten Freundin La Roche u[nd] ihrer Enkelin Brentano, einem der lebenswürdigsten und sogar, ungeachtet sie schon als Kind um ihr linkes Auge gekommen, der schönsten Mädchen, die ich je gesehen habe«* (27. Sept. 1799).

Nachdem Sophie von La Roche und Sophie Brentano abgereist waren, setzte ein intensiver Briefwechsel zwischen dem 65-jährigen Dichter und der jungen Frau ein. Sie erzählte ihm von ihren Sorgen, gestand ihm offen ihr Dilemma, in das sie aufgrund ihrer heimlichen Verlobung mit dem österreichischen Grafen Herberstein geraten war. Wieland versuchte sie zu trösten und lud sie mehrfach ein, wieder nach Oßmannstedt zu kommen, um Abstand und Ruhe zu finden. Sophie Brentano nahm das Angebot im Frühjahr 1800 an, traf aber erst einige Monate später, im Juli, in Oßmannstedt ein. Ihr blieb nur noch wenig Zeit, denn bereits im September starb sie an einem heftigen Fieber.

Die Freundschaft zwischen Wieland und Sophie Brentano beruhte auf einer spontanen, tiefen Zuneigung, die keinen längeren Zeitraum benötigte, um sich zu entwickeln. Bis heute sind die Briefe, die die beiden über mehrere Monate hinweg wechselten, das wichtigste Zeugnis ihrer Freundschaft. Schon im ersten Brief von Sophie Brentano an Wieland wird deutlich, dass es sich keineswegs um eine sachliche Korrespondenz handelt, sondern dass in den Briefen vor allem von Gefühlen die Rede ist: *»Lieber Vater! Zehnmal schon hab' ich die Feder ergriffen, weil mein Herz so voll ist, und weil mir deucht, bei Ihnen allein könnte ich es ergießen;*

aber dann fehlen mir Worte, und ich fühle am Ende, dass ich nur Ihre Hand fassen, und Sie um Ihren Segen bitten möchte, dann wäre mir wohl« (10. Okt. 1799).

Wie auch hier spricht Sophie Brentano Wieland in ihren Briefen als »Vater« an, Wieland dagegen nennt sie »Seelentochter« oder auch »Tochter meines Herzens«. Beide beschwören immer wieder ihre »Seelenfreundschaft«. Am 27. November 1799 schreibt Wieland: *»Denn ich schmeichle mir, oder bin vielmehr gewiss, dass ich in den Grund Ihrer Seele gesehen habe«,* und in einem Brief vom 7. März 1800 bekennt Sophie Brentano: *»Sie allein, mein Vater, o! gesegnet sei diese Fügung! Sie allein sahen tiefer als Alle. Soll ich nicht jubeln?«*

Der überschwängliche und gefühlsbetonte Stil der Briefe darf dennoch nicht unkritisch als Zeichen völliger Vertrautheit verstanden werden. Er ist, wenigstens zum Teil, auch der empfindsamen Briefkultur des späten 18. Jahrhunderts verpflichtet. Dass es bei aller Zuneigung auch gewisse Vorbehalte gab, zeigt sich daran, dass Sophie Brentano Wieland nicht in alle ihre Geheimnisse einweihte: So berichtete sie ihm zwar von ihrer heimlichen Verlobung mit Herberstein, jedoch zunächst nicht von ihren Hoffnungen auf eine Verbindung mit dem Frankfurter Bankier Moritz Bethmann. Und trotz der mehrfachen Einladungen Wielands erkundigte sich Sophie Brentano im April bei Samuel Christoph Abraham Lütkemüller, dem ebenfalls in Oßmannstedt wohnenden Sekretär Wielands, ob sie auch tatsächlich willkommen wäre: *»aber – doch, ich will Ihnen die Sache lieber gerade herausagen. Was meinen Sie, wenn ich bald wieder käme, und einen ganzen Frühling und Sommer in Osmantium verweilte? Würde ich und mein so langer Aufenthalt auch in keiner Rücksicht unwillkommen sein?«*

↪ G. M. Kraus: Wieland im Kreis seiner Familie, um 1774 (Ausschnitt)

Zuflucht bei Freunden

Eine Freundschaft beruht, wenigstens seit dem 18. Jahrhundert, vor allem auf der gegenseitigen Zuneigung zwischen zwei Personen, insbesondere bei einer als empfindsam einzuschätzenden »Seelenfreundschaft« wie bei Christoph Martin Wieland und Sophie Brentano.

Oßmannstedt lebte er mit seiner großen Familie umgeben von der Natur und konnte sich ganz auf seine Tätigkeit als Dichter, Übersetzer und Herausgeber konzentrieren. Allerdings war er in der Bewirtschaftung des Gutes wenig erfolgreich. So verkaufte er sein Anwe-



Dennoch spielen etwa das familiäre Umfeld und der Ort der Freundschaft ebenfalls eine wichtige Rolle bei ihrem Zustandekommen.

Sophie Brentano lernte Wieland auf Gut Oßmannstedt kennen, das dieser im Jahr 1797 gekauft hatte. Er nannte es sein »Osmantimum« nach dem Vorbild des antiken Landguts Sabinum, das der römische Dichter Horaz von seinem adeligen Gönner Maecenas geschenkt bekommen hatte. Wie Horaz, der sich lieber in den Sabiner Bergen aufhielt als in Rom, floh auch Wieland vor dem höfischen Zeremoniell der Residenzstadt Weimar aufs Land. In

sen bereits nach sechs Jahren wieder aus finanziellen, aber auch aus persönlichen Gründen, denn das Gut war nach dem Tod seiner geliebten Frau im Jahr 1801 für ihn untrennbar mit diesem Verlust verknüpft: »Und nun ist das Einzige, wodurch dieses kleine Besitztum [d. h. Gut Oßmannstedt] noch anziehend für mich ist – ihr Grab« (Brief an seine Tochter Charlotte, 13. Dez. 1801).

Für Sophie Brentano war Oßmannstedt ein Zufluchtsort in einer Zeit großer persönlicher Schwierigkeiten. Sie war hin- und hergerissen zwischen zwei unglücklichen Liebschaften: zum einen war sie heimlich mit dem Grafen Her-

berstein verlobt, der sich aber nicht öffentlich für sie entscheiden wollte, zum anderen liebte sie Moritz Bethmann, der ihre Liebe jedoch nicht erwiderte. In Oßmannstedt erhoffte sie sich Abstand: »Die kleine Sofie war krank zum Sterben, und ist unglücklich wie die Steine [...] Ach! Ich komme, ich komme! Mit der ersten Nachtigall, wie Sie selbst einst sagten, ist die kleine Sofie an den Pforten des teuren Osmantinums, [...] und ich hoffe, mein Vater soll mich nie mehr daraus verweisen. – Wie wohlthuend lächelt mir diese Aussicht zu! – Dort wird keine Sorge, kein Reue, keine traurige Erinnerung mich mehr erreichen, ich werde zum ersten Mal! recht glücklich sein. Lieber Vater! Wie herzlich freue ich mich darauf!« (Brief an Wieland, 18. Jan. 1800).

In Oßmannstedt erwartete Sophie Brentano ein ruhiges Leben in der Natur, mit Spaziergängen durch den Park und Gesprächen mit Wieland und dessen Familie, die ihr ans Herz wuchs: »der Kreis seiner Familie, lauter natürliche, herzliche Menschen, machen mir meinen Aufenthalt dort über alles lieb« (Sophie Brentano an Henriette von Arnstein, 18. Juni 1800). Gleichzeitig stand sie aber in regem Briefkontakt mit ihren Freunden und Verwandten. Aus diesen Briefen geht hervor, dass sich ihre Probleme nicht einfach lösen ließen, nur weil sie sich nicht mehr in Frankfurt aufhielt. Auch in Oßmannstedt war Sophie Brentano unglücklich, der Familie Wieland gegenüber wollte sie dies aber sicherlich nicht so offen zeigen wie in den Briefen an ihre Freundin Charlotte Servière und ihre Schwester Gunda: »Die ganze Welt ist mir fremd, ich bin losgerissen von allem; so arm, so elend« (28. Juli 1800).

Vertraute Gespräche über Literatur

Christoph Martin Wieland und Sophie Brentano teilten eine Leidenschaft, die wohl auch ihre Gespräche dominierte: die Begeisterung für Literatur. Während der Wochen, die Sophie Brentano in Oßmannstedt verbrachte, arbeitete Wieland gerade an einem umfangreichen, etwa tausend Seiten umfassenden Briefroman mit dem Titel *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen*. Eine Seite des Manuskripts wird heute im Wielandgut Oßmannstedt als Faksimile auf Wielands Schreibtisch gezeigt. Dieser Briefroman spielt im antiken Griechenland, die Hauptfigur ist der historisch belegte Philosoph Aristippos von Kyrene. Wieland gab Sophie Brentano die bereits fertiggestellten Teile seines Romans zu lesen, um mit ihr den Gang der Handlung zu diskutieren.

In Sophie Brentano fand Wieland eine Gesprächspartnerin, die selbst zwar keine Autorin war, jedoch aus einem stark literarisch geprägten Umfeld kam: Ihre Großmutter Sophie von La Roche, die den empfindsamen Briefroman *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* verfasst hatte, war eine der berühmtesten Dichterinnen ihrer Zeit. Ihr Bruder Clemens Brentano war ebenfalls Schriftsteller und gehörte zum Kreis der Frühromantiker. Sophie Brentano war für Wieland vor der Veröffentlichung des Romans eine erste Leserin, die ihm kritische Rückmeldungen zu seinem neuen Werk gab. Ihre (positive) Reaktion auf den Roman gab Wieland die Hoffnung, bei der jüngeren Generation gut aufgenommen zu werden. Wie wichtig ihm Sophie Brentanos Kommentare zu seinem Werk waren, zeigt ein Brief, den er während ihres Besuchs an seinen Verleger Georg Joachim Göschen schrieb: Dieser müsse noch ein wenig auf den nächsten Teil des Briefromans warten, denn es sei »eine



sehr liebenswürdige Dame« bei ihm, der er »die folgenden Briefe noch vorher vorlesen muss« (29. Juli 1800).

Eine zentrale Rolle in den Gesprächen zwischen Wieland und Sophie Brentano über den *Aristipp* spielte die Figur der Lais, eine Freundin des Aristipp und wie dieser eine historisch belegte Person. Wieland verband die Einladung nach Oßmannstedt ganz explizit mit dem Wunsch, mit Sophie Brentano über das weitere Schicksal der Figur sprechen zu können. Am 5. Februar etwa schrieb er: »Ich befinde mich mit dieser wundervollen Laiska in einem Labyrinth, woraus Sie allein mich glücklich herausführen können«, und am 16. April wiederholt er: »Die arme Laiska erwartet ihr Schicksal aus Ihrer Hand; dabei bleibts« und fährt fort, er glaube »mit ziemlicher Gewissheit, Sie werden sie, mit allen ihren Abweichungen von dem Kanon einer Ehr und tugendsamen Jungfrau und weisen Matrone, noch immer würdig finden, ein nicht ganz unbarmherziges Gericht über sie ergehen zu lassen«.

Die von Wieland angesprochenen »Abweichungen« beziehen sich auf die soziale Stellung der Lais. Denn sie war eine Hetäre, also eine kultivierte Prostituierte, und es war vorauszusehen, dass eine solche Romanfigur zu Diskussionen in der Leserschaft führen würde. Die Lais in Wielands Buch ist eine gebildete, schöne Frau, die einen Kreis von Männern um sich versammelt und sich ihre Liebhaber selbst aussuchen kann. Sie hat sich ganz bewusst für die »Freiheit«, wie sie es nennt, entschieden: für ein selbstbestimmtes Leben und gegen eine Heirat, die eine vollständige Abhängigkeit vom Ehemann bedeuten würde. Wieland diskutiert in seinem Roman anhand der Lais grundsätzliche Fragen zur Rolle der Frau in der Gesellschaft und diese Bezüge des Romans zur zeitgenössischen Gegenwart waren sicherlich auch in seinen Gesprächen mit Sophie Brentano ein wichtiges Thema.

Freundschaft über den Tod hinaus

Sophie Brentano war bereits seit mehreren Wochen bei der Familie Wieland in Oßmannstedt, als sie plötzlich über Kopfschmerzen und Fieber zu klagen begann. Der hinzugerufene Arzt konnte ihr nicht helfen, so dass sie in der Nacht vom 19. auf den 20. September 1800 starb. Anstatt sie nach Frankfurt zu ihrer Familie überführen oder sie auf dem örtlichen Friedhof bestatten zu lassen, errichtete Wieland für Sophie

seine Tochter Charlotte, 13. Dez. 1801). Nach seinem Tod im Jahr 1813 wurde Wieland, wie von ihm gewünscht, zwischen Sophie Brentano und seiner Frau Anna Dorothea bestattet.

Dass Wieland Sophie Brentano in seinem eigenen Garten beerdigen ließ, führt vor Augen, welche Bedeutung die junge Freundin für ihn besaß. Mit der Grabstelle in der Nähe seines Hauses schuf sich Wieland einen privaten Ort,

ununterbrochen fortgedauert hat, neues Leben; denn alle meine Spaziergänge führen zu ihrem Grabe, und meine liebsten Ruheplätze sind nur wenige Schritte davon entfernt« (24. Apr. 1801).

Mit der Errichtung eines Erinnerungsortes für seine verstorbene Freundin folgte Wieland auch einer Mode seiner Zeit. Bereits Johann Wilhelm Ludwig Gleim, das Haupt eines empfindsamen Freundschaftskreises, hatte in seinem Garten (leere) Gedenkurnen für seine verstorbenen Freunde aufstellen lassen und wollte auch selbst dort, symbolisch im Kreise seiner toten Freunde, begraben werden. Mit der Anlage von Landschaftsgärten nach englischem Vorbild, etwa in Wörlitz bei Dessau oder in Tiefurt bei Weimar, fand das Aufstellen von Gedenksteinen für Verstorbene weitere Verbreitung. Im Gegensatz zu Sophie Brentanos Grab handelt es sich dabei jedoch meist um reine Erinnerungsorte, nicht um echte Grabstätten.

Das Grab im Oßmannstedter Park wird heute von einem steinernen Obelisk markiert, in den die Namen und Lebensdaten von Sophie Brentano, Anna Dorothea und Christoph Martin Wieland eingemeißelt sind. Jeder Person ist ein Symbol zugeordnet, bei Sophie ist es ein Schmetterling; das antike Motiv für die Seele und Sinnbild für die Auferstehung. Zwar wurde der Obelisk erst 1807 durch die Familie Brentano aufgestellt, nachdem Wieland das Gut bereits verkauft hatte, doch war der Dichter an der Gestaltung beteiligt. So verfasste er eigens ein Distichon für den Grabstein:

*Liebe und Freundschaft umschlang
die verwandten Seelen im Leben
Und ihr Sterbliches deckt
dieser gemeinsame Stein.*



Brentano in seinem eigenen Garten, in der Nähe des Ilmufers, ein Grab. Als ein Jahr später, am 8. November 1801, auch seine Ehefrau Anna Dorothea starb, ließ Wieland sie an derselben Stelle beerdigen – und äußerte den Wunsch, dort auch selbst seine letzte Ruhe zu finden: *»Denn die Hülle des Engels [d. h. Wielands Frau Anna Dorothea] liegt neben Sophie Brentano in einem heiligen Plätzchen meines großen Gartens, und da soll einst auch die Meinige neben ihr liegen*« (Brief an

den er regelmäßig besuchen und an dem er sich in Ruhe an Sophie Brentano erinnern konnte. Und anders als auf einem öffentlichen Friedhof befand er sich dabei in eben jener Umgebung, in der er viele Stunden mit ihr verbracht hatte. Wieland suchte das Grab häufig auf, wie ein Brief an Sophie Brentanos Großmutter Sophie von La Roche bezeugt: *»Die Wiederkehr der schönen Jahreszeit gibt nun auch der geistigen Gemeinschaft, die bisher zwischen unserer S[ophie] B[rentano] und mir ziemlich*

Weiterführende Hinweise zu »Christoph Martin Wieland und Sophie Brentano«

Themen für den Unterricht

Die Freundschaft von Christoph Martin Wieland und Sophie Brentano lässt sich mit verschiedenen Themenbereichen verknüpfen:

- Empfindsamkeit und Freundschaftskult
- Briefkultur und Briefroman
- Erinnerungskultur in der Parkgestaltung
- Gender-Fragen

Weitere Exkursionstipps

• Schlosspark Tiefurt

Der Mode des englischen Landschaftsgartens entsprechend ließ die Herzogin Anna Amalia bei der Neugestaltung des Tiefurter Parks mehrere Denkmäler zur Erinnerung an Verstorbene errichten. Darunter sind ein Denkmal mit steinerner Urne für ihren Bruder Leopold von Braunschweig, der bei dem Versuch, Menschen aus dem Hochwasser der Oder zu retten, ertrunken war, und ein sogenannter Kenotaph, ein Scheingrab in Form eines Sarkophags, für ihren Sohn Constantin, der während der Revolutionskriege gegen Frankreich an Typhus gestorben war.

• Schlossmuseum Weimar

Mit der Einrichtung von vier sogenannten Dichtersimmern hatte die Großherzogin Maria Pawlowna den »Weimarer Klassikern« um 1840 ein Denkmal gesetzt. Das Wielandzimmer ist mit Illustrationen zu den Werken des Dichters von Friedrich Preller dem Älteren geschmückt.

• Wittumspalais

Im Stadtpalais der Herzogin Anna Amalia war der ehemalige Prinzenerzieher Wieland häufig zu Gast. Eine museale Präsentation aus dem 19. Jahrhundert erinnert an ihn und die drei anderen großen Weimarer Dichter. Im Zweiten Roten Salon ließ Großherzog Carl Alexander um 1870 Bildnisse von Goethe, Schiller, Herder und Wieland um das Porträt seiner Urgroßmutter Anna Amalia gruppieren und stilisierte diese somit zum Mittelpunkt der »Weimarer Klassik«.

Literaturhinweise

- Der Briefwechsel von Christoph Martin Wieland und Sophie Brentano findet sich mit zahlreichen Erläuterungen in folgender Ausgabe: Otto Drude (Hrsg.): Christoph Martin Wieland. Sophie Brentano. Briefe und Begegnungen. Berlin 1989.
- Für eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Briefstil des 18. Jahrhunderts lohnt ein Blick in Gellerts Briefsteller und seine Erläuterungen zu einer »natürlichen« Sprache: Christian Fürchtegott Gellert: Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Leipzig 1751.
- Für eine Beschäftigung mit Wielands Romanfigur *Lais*, mit ihrer Meinung zur Stellung der Frau und ihrer Entscheidung für ein Leben in »Freiheit« empfiehlt sich insbesondere die Lektüre des 14. Briefes (Aristipp an Kleonidas) aus dem ersten Band des *Aristipp*: Christoph Martin Wieland: *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen*. Leipzig 1800/1801 (Text verfügbar über Zeno.org sowie das Gutenberg-Projekt).



Literatur

Appelbaum, Dirk (Hrsg.)

Das Denkmal. Goethe und Schiller als Doppelstandbild in Weimar. Tübingen 1993.

Berger, Joachim

Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739–1807). Denk- und Handlungsräume einer ›aufgeklärten‹ Herzogin. Heidelberg 2003.

Brandes, Helga

Freundschaft. In: Werner Schneiders (Hrsg.): Lexikon der Aufklärung. Deutschland und Europa. München 2001, S. 139–141.

Drude, Otto (Hrsg.)

Christoph Martin Wieland. Sophie Brentano. Briefe und Begegnungen. Berlin 1989.

Fischer, Bernhard u. Oellers, Norbert (Hrsg.)

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Sonderheft der Zeitschrift für deutsche Philologie. Berlin 2011.

Klassik Stiftung Weimar u. Sonderforschungsbereich 482 »Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800« der Universität Jena (Hrsg.)

Ereignis Weimar. Anna Amalia, Carl August und das Entstehen der Klassik 1757–1807. Katalog zur Ausstellung im Schlossmuseum Weimar. Leipzig 2007.

Manger, Klaus u. Pott, Ute (Hrsg.)

Rituale der Freundschaft. Heidelberg 2006.

Manger, Klaus u. Reemtsma, Jan Philipp (Hrsg.)

Wielandgut Oßmannstedt. Weimar 2008 (Hausmonographie der Klassik Stiftung Weimar).

Mauser, Wolfram u.

Becker-Cantarino, Barbara (Hrsg.)

Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert. Tübingen 1991.

Müller, Arnim; Nitschke, August; Seidel, Christa

Freundschaft. In: Joachim Ritter (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band 2: D–F. Basel, Stuttgart 1972, Sp. 1105–1114.

Perels, Christoph

›Empfindsam‹ oder ›romantisch‹? Zu Sophie Brentanos Lebensspuren. In: Konrad Feilchenfeldt u. Luciano Zagari (Hrsg.): Die Brentano. Eine europäische Familie. Tübingen 1992, S. 172–182.

Pott, Ute (Hrsg.)

Das Jahrhundert der Freundschaft. Johann Wilhelm Ludwig Gleim und seine Zeitgenossen. Katalog zur Ausstellung im Gleimhaus Halberstadt. Göttingen 2004.

Schuster, Gerhard u. Gille, Caroline (Hrsg.)

Wiederholte Spiegelungen. Weimarer Klassik 1759–1832. Ständige Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums. München, Wien 1999.

Witte, Bernd u. a. (Hrsg.)

Goethe-Handbuch in vier Bänden. Stuttgart 1996–1999. (v.a. Einträge zu »Xenien«, »Freundschaft« und »Schiller«)

Zaremba, Michael

Zur Geschichte des Wielandgrabes. Weimar 2007.

Herausgeber

Klassik Stiftung Weimar
Referat Forschung und Bildung

Konzeption

Elke Kollar

Texte

Veronika Spinner

Fotografien

Alexander Burzik (S. 2),
Jens Hauspurg (Cover, S. 14, 20, 22),
Georg Seifert (S. 21),
Klassik Stiftung Weimar, Fotothek.

Gestaltung

Goldwiege | Visuelle Projekte, Weimar

© Klassik Stiftung Weimar 2012

Klassik Stiftung Weimar

Information

Referat Forschung und Bildung

Burgplatz 4 | 99423 Weimar

TEL +49 (0) 36 43 1545-561

FAX +49 (0) 36 43 1545-569

forschung.bildung@klassik-stiftung.de

www.klassik-stiftung.de